

kräfte in Krankenhausserien als überaus kompetent, fürsorglich, ethisch korrekt und attraktiv dargestellt.“ (147) Bei den Rollenmustern des Pflegepersonals kommt nicht nur die Hilfsbereitschaft in allen Lebenslagen, sondern auch die televisionäre Anforderung nach mediengerechter Attraktivität zum Tragen. Auf der Handlungsebene untersucht Rossmann die thematisierten Krankheitsbilder und ihre Behandlungsformen. Die medizinische Realität des Krankenhausbetriebes versteckt sich hinter dem Wissenschaftsjargon. „Zuletzt spielte Panelmortalität im wahrsten Sinne des Wortes eine Rolle: Zwei Patienten des Panels sind verstorben.“ (102)

Die Arbeit hätte durch eine detailliertere Berücksichtigung der genrespezifischen Dramaturgien und Motive in der Auswertung noch gewonnen. So liegen neben den von Rossmann ausgewerteten Publikationen zur Kultivierungshypothese auch unterschiedliche medienwissenschaftliche Untersuchungsansätze zu den spezifischen Wirkungspotenzialen unterschiedlicher Genretypisierungen, zu den narrativen Spezifika des seriellen Erzählens und den aus ihnen resultierenden Wirkungen vor. Sie zeigen, mit welchen Erzählweisen und dramaturgischen Mitteln die von Gerbner konstatierte „scary world of television“ in die von Rossmann konstatierte „good world of television“ (149) überführt wird. Auch das Senderumfeld der Serienplatzierung ist an ihrer Wirkung beteiligt. So verwundert es nicht, dass Arztserien beim stark auf fiktionale Eigenproduktionen setzenden Sender Sat.1 besonders hohe Einschaltquoten haben.

Rossmanns Befragungsergebnisse, so stellt sie zusammenfassend fest, zeigen „keine Kultivierungseffekte erster Ordnung. Weder bei den soziodemographischen Merkmalen des medizinischen Personals noch bei den Krankheitshäufigkeiten glichen die Antworten der KS-Vielseher mehr der Darstellung im Fernsehen als die der KS-Wenigseher. Nur die Einschätzung des Durchschnittsalters von Krankenhauspatienten zeigte einen stabilen Zusammenhang. (...) Im Gegensatz dazu ließen sich die Kultivierungseffekte zweiter Ordnung bestätigen. Bei fast allen Merkmalen war die Zufriedenheit mit Ärzten und Pflegepersonal mit steigendem Krankenhausserien-Konsum höher, wobei vermutlich durch Transfereffekte, auch Merkmale mit beeinflusst wurden, die eigentlich negativer hätten bewertet werden müssen

(Schweigepflicht).“ (149) Rossmann schlägt weitere Untersuchung zu den Kultivierungseffekten von Talkshows und Reality-Sendungen vor. Dieser Vorschlag ließe sich sicher auf eine Untersuchung vergleichbarer Dramaturgien, inhaltlicher und formaler Stereotypenbildung der Darstellung des Themas Medizin in unterschiedlichen Sendeformen, wie etwa dem Magazin, erweitern.

Joan Kristin Bleicher

Literatur:

- Gerbner, G., Gross, L., Morgan, M. & Signorielli, N. (1981). Special report: Health and medicine on television. *The New England Journal of Medicine*, 305, 901-904.
- Igersky, S. & Schmacke, N. (2000). Und wo bleiben die Patienten ...? Eine Analyse von Arzt- und Krankenhausserien im deutschen Fernsehen. In D. Jazbinsek (Hrsg.), *Gesundheitskommunikation*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 129-147.
- Pfau, M., Mullen, L. J. & Garrow, K. (1995). The influence of television viewing on public perceptions of physicians. *Journal of Broadcasting and Electronic Media*, 39, 441 – 458.

Michaela Maier

Zur Konvergenz des Fernsehens in Deutschland. Ergebnisse qualitativer und repräsentativer Zuschauerbefragungen

Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft, 2002. – 387 S.

ISBN 3-89669-378-6

In der Kommunikationswissenschaft ist die These der Angleichung öffentlich-rechtlicher und privater Sender in Bezug auf Inhalt und Gestaltung ihrer Programme ein seit Jahren viel beachteter Forschungsgegenstand. Bislang hat sich die Konvergenzforschung jedoch auf das Programmangebot konzentriert. Demgegenüber finden sich kaum nachfrageorientierte Analysen. Die Studie von Michaela Maier greift dieses Defizit auf und befasst sich mit der Konvergenz in der dualen Rundfunkordnung aus Zuschauerperspektive. Ihr Ziel ist die Beantwortung der Frage, ob Zuschauerinnen und Zuschauer eine Angleichung der privat-kommerziellen und der öffentlich-rechtlichen Programme wahrnehmen und wie sie diese bewert-

ten. Zunächst schildert sie die rundfunkpolitischen Initiativen im Vorfeld der Dualisierung und erläutert die juristischen Schiedssprüche, die die Grundlage für die Existenz von öffentlich-rechtlichem und privatem Fernsehen bilden. Darauf aufbauend werden die ökonomischen Logiken beschrieben, denen die Veranstalter in der dualen Ordnung unterliegen und die als Ursache von Konvergenz diskutiert werden. Es wird das ökonomische Konvergenz-Modell eingeführt und seine Übertragbarkeit auf das duale System kritisch gewürdigt. Anschließend wird der Stand der Konvergenzforschung auf Programmebene zusammengefasst, ergänzt durch eine Sekundäranalyse auf Basis der Daten von Krüger (1985–1999). Es folgt eine Zusammenfassung bisheriger Studien zu den Programmpreferenzen der Fernsehzuschauer und ihrer Beurteilung der spezifischen Leistungen von öffentlich-rechtlichem und privaten Programmen, ihrem Wissen über die duale Ordnung sowie ihre Unterstützung desselben. Die vorliegenden Untersuchungsergebnisse werden um eine Sekundäranalyse von Daten aus der Langzeitstudie Massenkommunikation zu den Programmpreferenzen der Zuschauer ergänzt. Den zweiten Teil der Arbeit bildet eine eigene empirische Studie zur Konvergenz aus Zuschauerperspektive. Hierzu wird zunächst eine qualitative Vorstudie durchgeführt, die auf die Programmpreferenzen der Zuschauer, ihre Wahrnehmung von Unterschieden und Ähnlichkeiten der Programme sowie deren Einstellungen zur Finanzierung des deutschen Fernsehens fokussiert. Auf Basis dieser Befunde wird anschließend ein Modell der ZuschauerEinstellungen zur dualen Rundfunkordnung entwickelt und anhand der Daten einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung geprüft.

Maier arbeitet im ersten Drittel ihrer Arbeit die „Konvergenz-Debatte“ der vergangenen nunmehr fast 20 Jahre noch einmal systematisch auf. Dies ist zwar an anderen Stellen schon mehrfach geschehen. Angenehm an Maiers Vorgehen ist jedoch erstens die (erfreuliche) Leidenschaftslosigkeit, mit der die Diskussion noch einmal sehr faktenorientiert reflektiert wird. Zweitens wird der Diskussion und Analyse explizit und differenziert eine Theorie vorangestellt – in diesem Fall im Wesentlichen die ökonomische Wettbewerbstheorie. Drittens umgeht Maier galant die ideologischen Probleme, Definitionsdefizite und weitgehend unein-

heitlichen Ergebnisse vieler vorliegender Konvergenz-Analysen durch eine eigene Sekundäranalyse vorhandener Daten von Krüger (1985–1999). Auch geht sie analytisch einen Schritt weiter als die meisten Konvergenz-Analysen: Neben der klassischen grafischen Darstellung der prozentualen Anteile bestimmter Programminhalte (Information, Bildung, Fiktion/Non-Fiktion, Kinderprogramm) werden diese optischen Eindrücke auch statistisch überprüft: Bestehen zwischen Sendern keinerlei Unterschiede bezüglich des Angebots, so ist die Standardabweichung gleich null. Verringert sich die Standardabweichung im Laufe der Jahre, so ist von einer Konvergenz der Programmangebote auszugehen, und umgekehrt.

Auch wenn die Entwicklung der Spartenanteile kurzfristig stark schwankt, so lassen sich über den Zeitraum von 15 Jahren doch einige deutliche Trends ablesen: Im Bereich Bildung und Information ist keine Annäherung der öffentlich-rechtlichen und privaten Sender zu konstatieren. In der Sparte Fiktion näherten sich – wenn man das Gesamtprogramm betrachtet – die Privaten an die öffentlich-rechtlichen Sender an. In der Hauptsendezeit findet sich eine beiderseitige Annäherung. In dieser Zeitspanne zeigt sich auch eine Angleichung der privaten Programme an ARD und ZDF in den Sparten der nonfiktionalen Unterhaltung. Auch scheinen die Privaten ihre Unterhaltungsanteile insgesamt eher reduziert zu haben. Von einer generellen Programmverflachung und dem häufig beanstandeten „Einheitsbrei auf allen Kanälen“ kann also auf Basis dieser Reanalyse – die freilich nur die Labels der Sendungen, nicht deren inhaltliche Qualität, beurteilen kann – nicht die Rede sein.

Doch wie sehen die Zuschauer selbst die Entwicklung der dualen Rundfunkordnung? Maiers Sekundäranalyse der Daten der Langzeitstudie Massenkommunikation hinsichtlich der Veränderungen der Zuschauerpräferenzen zeigt, dass die Nutzung von Informationsangeboten zwischen 1970 und 1990 generell zurückgegangen ist. Dieser Trend setzte bereits vor Einführung der dualen Rundfunkordnung ein. Gleichwohl glauben die Zuschauer, Nachrichtensendungen insgesamt am häufigsten zu nutzen. Spiel- und Fernsehfilme stehen hier an zweiter Stelle und haben sogar mit den Jahren an Bedeutung gewonnen. Auch Musikformate gehören zu den Gewinnern. Insgesamt kann von relativ stabilen Nutzungsmustern ausge-

gangen werden, die auch gegen die Erweiterung des Programmangebots und neue Formate weitgehend resistent sind. Als allgemeine Dimensionen der Fernsehnutzung kristallisierten sich 1995 für die neuen Bundesländer die Dimensionen Information, Kultur, Nachrichten/Regionales, „leichte“ und „anspruchsvolle“ Unterhaltung heraus. Dieser Befund ist insoweit spannend, als dass für die Zuschauer der Informationsbegriff nicht automatisch deckungsgleich mit Nachrichten zu sein scheint.

Die Übersicht über die MK-Daten gibt unterdessen noch keine Auskunft über die eigentliche Frage nach der Konvergenz. Dieser Frage widmet sich Maier in dem empirischen Teil ihrer Arbeit. Hierzu führte sie zunächst 33 Leitfadeninterviews, die zeigen, dass die Zuschauer Konvergenz auf zwei Ebenen beurteilen, einerseits auf der Ebene des Programms, andererseits auf der Ebene der Organisation. Auf der Ebene des Programms nehmen sie die Dimensionen „Angleichung der Programminhalte und -formate“ und „Angleichung des zeitlichen Sendeschemas“ wahr. Auf der Ebene der Organisation sind es die „gemeinsame Nutzung von Bild-/Tonmaterial, Beiträgen, Korrespondenten“ und der „Austausch von Personal“. Hier erkennen die Zuschauer sowohl inhaltlich als auch hinsichtlich der Gestaltung deutliche Unterschiede zwischen den öffentlich-rechtlichen und den privaten Nachrichtensendungen. Allerdings können sich viele Befragte nicht mehr an den Entwicklungsprozess erinnern – die Frage nach Konvergenz bleibt also schwer zu beantworten. Zudem bezieht sich ihre Erinnerung weniger auf die einzelnen Programme, sondern vielmehr auf die Struktur des Fernsehmarktes insgesamt. Die Ergebnisse indizieren weiterhin eine eher spartenspezifische Nutzung der öffentlich-rechtlichen und privaten Anbieter (informationsorientierte bzw. unterhaltungsorientierte Nutzung) als eine klare Organisationstreue.

Auf Basis der qualitativen Vorstudie entwickelt Maier ein Modell der Zuschauereinstellungen zum dualen System. Die zentrale Variable dieses Modells ist die *Bewertung* des Systems. Diese Schlüsselvariable ist wiederum abhängig von den Erwartungen der Rezipienten an die Fernsehprogramme, von den wahrgenommenen Unterschieden zwischen den Programmen, der persönlichen und der wahrgenommenen allgemeinen Wichtigkeit der öf-

fentlich-rechtlichen Sender sowie der Akzeptanz der Finanzierung der öffentlich-rechtlichen Sender. Diese unabhängigen Variablen werden anhand verschiedener Items operationalisiert. Auf Grundlage der Befragungsergebnisse (1.000 telefonische Interviews) werden die einzelnen Items wiederum zu Indexvariablen zusammengefasst, die als eigene unabhängige Variablen in das nun angepasste Modell eingehen. Anhand der so erhaltenen Einflussfaktoren sowie der Variablen Bildung, Alter und Geschlecht werden das Ausmaß der Unterstützung des öffentlich-rechtlichen und des privaten Fernsehens sowie des dualen Fernsehsystems dargestellt. Es zeigt sich, dass die Unterstützung der öffentlich-rechtlichen und privaten Sender unabhängig voneinander durch die ins Modell integrierten Einflussfaktoren zwar recht gut erklärt werden kann, die Unterstützung für das duale System dagegen kaum. Interessanterweise befürworten diejenigen Zuschauer die Konkurrenzsituation, die die größte Ähnlichkeit zwischen den konkurrierenden Programmen wahrnehmen.

Maiers Analyse bietet insgesamt eine knappe und sehr gute Synopse der Konvergenzdiskussion, die ökonomisch, politikwissenschaftlich und rechtlich kritisch gewürdigt wird. Ihre Sekundäranalyse der Daten von Krüger für die Jahre 1985–1999 räumt mit einigen pauschalen Fehl- und Vorurteilen der Konvergenzdebatte nüchtern auf. Die Sekundäranalysen sowie die eigenen Befragungen offenbaren weiterhin wertvolle Einblicke in die Einstellungen und Meinungen der Zuschauer zum dualen Rundfunksystem, in ihre inhaltlichen und formalen Präferenzen. Gleichwohl wird der meiste Raum darauf verwendet, diese Beurteilung der Leistungen beider Systeme durch die Zuschauer differenziert darzustellen. Die eigentliche Beantwortung der Frage nach der wahrgenommenen *Konvergenz* geht dabei etwas unter. Es wird allenfalls die Frage nach der Wahrnehmung von Ähnlichkeiten und den Gründen hierfür beantwortet. Die Studie belegt zudem, dass die Methode der Befragung zur Aufdeckung von Konvergenzprozessen aus Rezipientenperspektive mitunter ungeeignet sein kann. So erinnern sich nur wenige der Befragten detailliert an die Entwicklung des dualen Fernsehsystems. Außerdem zeigen viele Antworten Anzeichen sozialer Erwünschtheit. Etwa gibt die Mehrheit der Interviewpartner an, das Fernsehen vorwiegend zur Information

zu nutzen, und sieht diese Leistung gleichzeitig auch besser durch die öffentlich-rechtlichen als durch die privaten Sender gewährleistet.

Die Untersuchung kann wegen der Verwendung nur eines Messzeitpunktes also nur einen ersten Einstieg in die Debatte über Konvergenz aus Zuschauerperspektive liefern. Maier ist sich dieses Defizits durchaus bewusst und weist folgerichtig auf die Notwendigkeit eines longitudinalen Designs hin. Eine weitere Perspektive können Rezeptionsexperimente einnehmen, die Probanden Material aus verschiedenen zurückliegenden Zeitpunkten präsentieren. Insgesamt ist es dennoch sehr erfreulich, dass durch Maiers Arbeit die Frage nach der Konvergenz aus Zuschauersicht an Bedeutung gewinnt. Denn bereits 1991 merkte Marcinkowski richtigerweise an, dass „... ja durchaus eine Situation denkbar [wäre], in der die Forschung weiterhin inhaltsanalytisch wahrnehmbare Unterschiede in den Programmen ausweist, denen längst keine subjektiv wahrnehmbaren Unterschiede auf der Rezipientenseite mehr entsprechen“ (S. 59). Und vice versa.

Andreas Fahr

Klaus Hurrelmann / Anja Leppin (Hrsg.)

Moderne Gesundheitskommunikation

Vom Aufklärungsgespräch zur E-Health

Bern u. a.: Verlag Hans Huber, 2001. – 311 S.

ISBN 3-456-83640-6

Der vorliegende Sammelband bietet eine Fülle an interessanten Beiträgen unterschiedlichster Art und zugleich einen umfangreichen Überblick über verschiedene Facetten des Themenfeldes Gesundheitskommunikation. Wie der Titel bereits verdeutlicht, stehen neben klassischen Formen von Gesundheitskommunikation, wie z. B. dem Arzt-Patienten-Gespräch, vor allem moderne und medienbasierte Kommunikationsformen im Gesundheitsbereich im Vordergrund. Ebenso vielfältig wie die Themen ist das Spektrum der zum Teil internationalen Autorinnen und Autoren, die u. a. aus den Gesundheitswissenschaften, der Medizin, der Informatik und der Kommunikationswissenschaft stammen und sowohl in der Wissenschaft als auch in der Praxis tätig sind. Dieser Band ist insofern von besonderer Bedeutung, als für den deutschsprachigen Raum bislang keine vergleichbare Publikation vorliegt.

Das Buch gliedert sich in fünf Teile. Der einleitende Abschnitt „Modelle und Strategien der Gesundheitskommunikation“ umfasst theoretische Grundlagenartikel aus verschiedenen Perspektiven und ist aufgrund dieser Perspektivenkombination besonders lohnend. Der Beitrag der beiden Herausgeber nähert sich dem Themenfeld aus einer gesundheitswissenschaftlichen Perspektive über die Definitionen von Gesundheit und Kommunikation, aus denen folgende Arbeitsdefinition für Gesundheitskommunikation abgeleitet wird: „Gesundheitskommunikation bezeichnet die Vermittlung und den Austausch von Wissen, Meinungen und Gefühlen zwischen Menschen, die als professionelle Dienstleister oder Patienten/Klienten in den gesundheitlichen Versorgungsprozess einbezogen sind, und/oder als Bürgerinnen und Bürger an Fragen von Gesundheit und Krankheit und öffentlicher Gesundheitspolitik interessiert sind“ (S. 11). Näher betrachtet werden Formen der direkten, personalen Kommunikation, die Massenkommunikation von Gesundheits- und Krankheitsinformationen sowie die Potenziale und Probleme von Gesundheitstelematik und E-Health. Dieser Streifzug durch die Gesundheitskommunikation ist nicht nur inhaltlich sehr interessant, sondern nimmt zugleich eine Einordnung der anderen Beiträge vor.

In dem anschließenden Beitrag nimmt *Beno Signitzer* eine Verortung der Gesundheitskommunikation aus kommunikationswissenschaftlicher Perspektive vor und skizziert die Entwicklungen, Ansätze und Forschungsbereiche des Themenfeldes. Aus dieser Perspektive handelt es sich bei Gesundheitskommunikation um einen Bereich der angewandten Kommunikationswissenschaft, der aus der Sicht des Autors durch nachfragespezifische Einseitigkeit und „Überbetonung“ einzelner Themen (wie z.B. die Arzt-Patienten-Kommunikation) sowie grundlagentheoretische Defizite gekennzeichnet ist. Zudem bedarf es seiner Ansicht nach einer Bearbeitung des Gesundheitsbegriffs aus einer kommunikationswissenschaftlichen Perspektive, um ihn für die Gesundheitskommunikation fruchtbar zu machen.

Der erste Teil des Bandes wird durch den Beitrag von *Karl-Franz Kaltenborn* komplettiert, der den Gegenstandsbereich aus medizinsoziologischer Perspektive betrachtet. Anhand der Medizingeschichte und der damit einhergehenden Mediennutzung zeigt der Autor den